

## **Allgemeines, Sozialpolitik, Bildungssoziologie, Ethnizität, Anthropologie**

### **Inhaltsübersicht**

#### **Allgemeines**

*Schluchter, Wolfgang*: Grundlegungen der Soziologie. Eine Theoriegeschichte in systematischer Absicht. Band II (*Gerhard Preyer*)

#### **Sozialpolitik**

*Bode, Ingo*: The Culture of Welfare Markets. The International Recasting of Pension and Care Systems (*Klaus Haberkern*)

#### **Bildungssoziologie**

*Brüsemeister, Thomas*: Bildungssoziologie. Einführung in Perspektiven und Probleme (*Lisa Pfahl*)

#### **Ethnizität**

*Heath, Anthony F.*, und *Sin Yi Cheung* (Hrsg.): Unequal Chances. Ethnic Minorities in Western Labour Markets. Proceedings of the British Academy 137 (*Olga Michel*)

#### **Anthropologie**

*Fischer, Joachim*: Philosophische Anthropologie. Eine Denkrichtung des 20. Jahrhunderts (*Gregor Fitzi*)

## Allgemeines

*Schluchter, Wolfgang*: Grundlegungen der Soziologie. Eine Theoriegeschichte in systematischer Absicht. Band II. Tübingen: Mohr Siebeck 2007. 329 Seiten. ISBN 978-3-16-149278-5. Preis: € 69,-.

*Gerhard Preyer*

In dem zweiten Band seiner *Grundlegungen der Soziologie* führt W. Schluchter eine Theoriegeschichte der Soziologie in systematischer Absicht als einen „dritten Weg“ der soziologischen Theoriekonstruktion fort. Sein Anspruch geht dahin, der Theoriegeschichte in der soziologischen Theorie einen systematischen Platz zuzuweisen. Dabei geht er von I. Lakatos „Forschungsprogramm“ aus und wendet sich gegen eine reine Theoriekonstruktion, wie sie in der Soziologie seit dem Ende der 1960er Jahre von N. Luhmann im Fach Soziologie vertreten wurde und eine reine Theoriegeschichtsschreibung, welche die Klassiker adelt und sie in ihren theoretischen und sozialen Kontext stellt. Beispiele für eine Theoriegeschichte in systematischer Absicht sind für ihn T. Parsons *The Structure of Social Action* (1937) und J. Habermas' *Theorie des kommunikativen Handelns* (1981).

In der gegenüber E. Durkheim und M. Weber veränderten Problemsituation der soziologischen Theorie haben sich die Problembezüge der Theoriekonstruktion verändert. Sie sind Leitdifferenz (Luhmann: Identität und Differenz sozialer Systeme und die Erneuerung der Systemtheorie), Variationen bei der Zuordnung der Begriffe Handlung, System, Lebenswelt und Kommunikation (Parsons: analytische Handlungssysteme und Evolution der Handlungssysteme, Habermas: transzendental-pragmatische Wende in der Kommunikationstheorie und nachmetaphysisches Denken). Schluchter rekonstruiert die drei Ansätze (Parsons, Habermas und Luhmann) theoriegeschichtlich unter dem Gesichtspunkt, ob der *struktur-individualistische* Ansatz entweder kommunikations- oder systemtheoretisch fortzuschreiben ist. Das führt ihn zu Webers Forschungsprogramm als eine mögliche Alternative zu den rekonstruierten Ansätzen zurück.

Schluchter beschreibt die Problemsituation in der Soziologie des letzten Jahrhunderts durch die Entgegensetzung zwischen „Systemtheorie versus Handlungstheorie einerseits, innerhalb der Handlungstheorie zwischen: bewusstseins- versus sprachtheoretische fundierte Ansätze andererseits“ (298). Die Problemstellung geht auf Robert Dubins Parsonskritik „Parsons' Actor: Continuation in Social Theory“ (1960) zurück, auf die Parsons in „Pattern Variables Revisited: A Response to Robert Dubin“ (1960) geantwortet hat. Die bewusstseinstheoretischen Ansätze nennt Schluchter strukturalistisch-individualistisch. Sie sind eine Begriffsfamilie. Er zählt dazu Webers Forschungsprogramm, aber auch J. Colmans Ansatz des elementaren Akteurs und dessen Tauschtheorie sowie P. Bourdieus nicht-individualistischen, sondern struktur-holistischen und praxiologischen Ansatz. Bourdieus Ansatz ordnet Schluchter nicht einfach der Begriffsfamilie zu, da sein Ansatz zwischen Bewusstseins- und Sprachtheorie einzuordnen ist (297).

Schluchter optiert gegen die Systemtheorie in der Version des späten Parsons und der Version der selbstreferenziellen Systeme Luhmanns. Er argumentiert für einen

Anschluss an den frühen und mittleren Parsons, da in dieser Phase seiner Werkgeschichte Webers Forschungsprogramm noch zu seinem theoretischen Hintergrund gehört. Er geht somit auf Distanz zu Parsons Neurezeption Durkheims, die er Ende der 1950er Jahre abgeschlossen hat. Im Unterschied dazu nimmt er Motive der sprachtheoretischen Grundlegung der Soziologie von G. H. Mead und Habermas auf. Er geht aber auf Distanz zu einer sprachtheoretischen Grundlegung der Soziologie durch den Begriff des kommunikativen Handelns und des Paradigmenwechsels von der Bewusstseins- und Sprachphilosophie, die Habermas in den Kontext des Übergangs vom metaphysischen zum nachmetaphysischen Denken stellt. Demgegenüber orientiert sich Schluchter an einem kritischen Rationalismus, der ontologische Überlegungen und die Frage nach den ontologischen Bindungen nicht bestreitet. Er akzeptiert zwar die Leitdifferenz *Handelnder - Situation* und das Paradigma der *Interaktion*, er stimmt aber nicht damit überein, dass sich eine Handlungstheorie für eine „logische“ Vorordnung des *Individuum* vor der *Gesellschaft* oder der *Gesellschaft* vor dem *Individuum* zu entscheiden hätte. Aus seiner Sicht sind beide „gleichursprünglich“. Er schließt sich Ansätzen der Theorie des Selbstbewusstseins dahingehend an, z.B. von D. Henrich, dass die ursprüngliche Vertrautheit mit uns selbst nicht nur einen sozialen Ursprung hat.

In einem bewusstseinstheoretischen Bezugsrahmen orientiert sich Schluchter an Parsons Paradigma der Interaktion, das aus seiner Sicht dem Organon-Modell der Sprache (K. Bühlers) entspricht und dessen Reinterpretation von Habermas. Er schließt sich zwar der sprachpragmatischen Analyse des Doppelcharakters der Rede, der illokutiven und perlokutiven Akte, den sprechakttypischen Geltungsansprüchen und der Referenz der Sprechakte auf Weltbezüge (Tatsachen, Normen und Erlebnisse) an, geht aber auf Distanz zu der Zuordnung der Kommunikationsmotive zu der Dichotomie der rationalen Motivation *versus* empirischer Wirkungen sowie der Behauptung, dass zwischen Bedeutung und Geltung eine interne Relation besteht. Dem möchte ich zustimmen, wenn auch nicht mit der Begründung durch Webers Unterscheidung zwischen universeller Bedeutung und universeller Geltung. Schluchter übernimmt auch nicht die Dichotomisierung zwischen *Handlungsorientierung* und *Handlungskoordination*. Er schließt sich Parsons Unterscheidung zwischen Motiv-, Wert- und Handlungsorientierung an und charakterisiert die Handlungskoordination im Anschluss an Webers Beziehungs- und Ordnungstheorie als eine Koordination durch Interessenskonstellation und der durch Autorität (Legitimation). In beiden Fällen sind Handlungsorientierungen kommunikativ abzustimmen und Situationsdefinitionen auszuhandeln. Dabei handelt es sich um Selektionen der Anschlussrationalitäten in Kommunikationssystemen und ihrer Reproduktion. Der Vorrang der Handlung vor der Kommunikation ist aus meiner Sicht durch die von Schluchter getroffenen Unterscheidungen, auch wenn man ihnen zustimmen würde, nicht zwingend zu begründen. Er umgeht dieses Problem, da er Handlung, die vorgelagerten Handlungsorientierungen (Mikro-Ebene) und Struktur, die vorgelagerte Handlungskoordination (Makro-Ebene), als Komplementärbegriffe fasst. Schluchters durch Weber inspirierte Ordnungstheorie könnte man systemtheoretisch und mitgliedschaftstheoretisch dahingehend interpretieren, dass formale Organisation der Mitgliedschaft in sozialen Systemen, wenn auch nur auf

Zeit, Unsicherheit absorbiert, die Kommunikation ohne Konsens und Verständigung erfordert. Eine höhere soziale Ordnung kann es nicht geben.

Als Folgeproblem der Wende von der Bewusstseins- zur Sprachphilosophie ist anzumerken, dass eine Sprachtheorie einer Bewusstseinstheorie nicht zu widersprechen braucht. Das gilt sowohl für den Ansatz von Habermas, der im Bezugsrahmen des kommunikativen Handelns die Bewusstseinsphilosophie rekonstruiert, als auch für die Analyse der semantischen Erfüllungsbedingungen der propositionalen Gehalte von illokutiven Akten. Die sprachphilosophische Kritik betrifft den Psychologismus in der Logik, den erkenntnistheoretischen Solipsismus und die mentalistische (Locke-) Semantik, nach der *Ideen* Dinge, und *Wörter* Ideen als eine mentale Realität vertreten. Wenn wir von einer Locke-Semantik ausgehen, stellt sich das Problem, wie wir mit dieser Semantik Kommunikation erklären können. Das wurde als das Problem des Solipsismus in der Erkenntnistheorie erörtert. Dabei ist weniger die sprachphilosophische Wende problematisch, sondern die immer wieder behauptete zentrale Rolle der pragmatischen *Bedeutungstheorie* in der Sprach- und Kommunikationstheorie, deren Anspruch aus meiner Sicht nicht einlösbar ist. Eine detaillierte Interpretation des Ansatzes von Habermas kann zeigen, dass seine Analyse diesbezüglich auch nicht ganz eindeutig geschnitten ist, da er eine Sachverhaltstheorie der nominalisierten Sätze propositionaler Gehalte von illokutiv und propositional differenzierten Sprechakten vertritt und epistemische Geltungsansprüche für einlösbar hält. Insofern geht er auf Distanz zum Pragmatismus. Sprachtheoretisch stellt sich diesbezüglich das Problem der Struktur propositionaler Gehalte und ihrer semantischen Analyse und ob wir ontologisch auf eine Sachverhaltsontologie verpflichtet sind. Zu erwähnen ist in diesem Kontext, dass eine pragmatische Bedeutungstheorie bereits von E. Tugendhat in den 1970er Jahren begründet bezweifelt wurde. Ein anderer Punkt ist die Einordnung der Theorie des Selbstbewusstseins in die Kommunikationstheorie, da unser Leib und seine eigene Selbsterfahrung eine nicht überbrückbare Grenze zum Alter Ego ist. Zu erklären ist unter dieser Voraussetzung, wie Kommunikation dennoch zustande kommen kann und als Kommunikation reproduzierbar ist. Das ist aus meiner Sicht nur durch Systembildung zu gewährleisten. Die Problemstellung führt ihrerseits zu dem Verhältnis von Struktur und kommunikativen Ereignissen zurück. Soziale Systeme haben sich als Ereignisse zu reproduzieren, die mit ihrem Eintreten sofort wieder verschwinden, Strukturen erlauben dagegen Reversibilität und absorbieren Kontingenz.

Das Grundproblem von Schluchters Ansatz besteht aus meiner Sicht in seiner Rekonstruktion der soziologischen Theorie des letzten Jahrhunderts durch die Entgegensetzung von Handlungs- versus Systemtheorie. Aus meiner Sicht hat bereits Parsons diesen Ansatz in *Structure of Social Action* (1937) überwunden, da er Handlungen als emergente Eigenschaften, somit als ein Ergebnis von bestimmten Beziehungen von analytischen Subsystemen beschreibt. Insofern ist es nicht übertrieben, seine voluntaristische Handlungstheorie als eine Theorie sozialer Systeme darzustellen. Die Werkgeschichte Parsons ist von dieser Sicht aus als der fortlaufende Ausbau seines Ansatzes zu interpretieren, bei der er ihn fortschreibt und neue Bestandteile in ihn einfügt. In dem Bezugsrahmen der analytischen Handlungssysteme ist deshalb auch der Begriff der Interpenetration zentral. Damit verpflichten wir uns noch nicht auf einen analytischen Realismus, den Parsons werkgeschichtlich nicht aufgegeben hat.

Das hat weitgehende Folgen für die Theorie funktionaler Differenzierung des modernen Gesellschaftssystems, da durch Zonen der „Interpenetration“, im Unterschied zu Anpassung, Isolierung und Versöhnung, die Ausweitung von unterschiedlichen Subsystemen verläuft, ohne dass das zu Überlagerungen, Hemmungen oder Fremdsteuerungen führt. Das ist zwar mittlerweile Theoriegeschichte, man darf aber nicht hinter diese Einsicht zurückfallen.

Nach Luhmann ist der systemtheoretische Neuanfang eine sich „selbsttragende Konstruktion“. Jede Theorie hat sich daran zu bemessen. Das ist aber in Einklang damit, dass soziale Systeme geschichtsabhängig operieren. Dasselbe gilt für die soziologische Theorie als eine Kommunikation im Wissenschaftssystem. Aus meiner Sicht ist Luhmanns Kritik an der Handlungstheorie nicht widerlegt, da keine soziologische Handlungstheorie als Basistheorie der Sozialtheorie überzeugend geklärt hat, wie die Zuschreibung von Handlungen durch die Motiv-, Absichts-, Wertkonstruktionen eines Beobachters (Interpreten) vorzunehmen ist. Das kann nur durch die Semantik der Handlungssätze und ihre logische Form und im Übergang zur Kybernetik zweiter Stufe geklärt werden, bei der die Unterscheidungen eines Beobachters thematisiert werden. Zuschreibungsunterscheidungen und ihre Personalisierung sind für alle Kommunikationen vorauszusetzen, und wir stellen sie im Fortgang einer Kommunikationsgeschichte nicht in Frage, sondern wenden sie an. Aber auch Soziologen verfallen immer wieder in den Fehler, Handlungen konkreten Einzelmenschen zuzuschreiben. Die Unterscheidung zwischen Verhalten und Handeln ist eine Projektion eines Beobachters, sie hat keinen ontologischen Status. Schluchter möchte ich aber dahingehend zustimmen, dass das nachmetaphysische Denken nicht das Ende der Ontologie und der Metaphysik ist, da es unterschiedliche Versionen von Metaphysik gibt. Geschichtlich ist aber das Verständnis von Metaphysik als eines Essenzenimmobilismus - die alte europäische Ontologie und Sozialtheorie - „metaphysisch“ nicht mehr anschlussfähig. Ein substanzieller soziologischer Einwand Schluchters gegen die Systemtheorie Luhmanns ist es, dass sie nicht die Trägerschichten sozialen Wandels berücksichtigt (Weber). Dem lässt sich derart begegnen, dass wir vom Standpunkt der Systemtheorie aus „Trägerschichten“ als Mitglieder sozialer Systeme beschreiben. Zutreffend ist an Schluchters Einwand, dass die Richtung der Modernisierung auch von der Art der Trägerschichten, den sozialen Bewegungen und ihrer Organisation abhängt. Dabei handeln die Trägerschichten als Mitglieder sozialer Systeme, sei es durch eine spontane Ordnungsbildung oder von Organisationen, durch die sie erst situations-übergreifend Einfluss gewinnen und wirksam werden können.

Schluchters Theoriegeschichte in systematischer Absicht wäre daran zu bemessen, was sie für die soziologische Theorie der Gegenwartsgesellschaft beitragen könnte und ob er einen über die von ihm untersuchten Autoren hinaus weitergehende Gesellschaftstheorie durch seinen Zugang konzipieren kann. Diesbezüglich habe ich allerdings Zweifel, da er die soziologische Theorie handlungstheoretisch zurückbildet. Er unterschätzt die moderne Systemtheorie und ihre Systematisierungen des soziologischen Gegenstandsbereichs durch eine mehrstufige Kybernetik. Ein „subjekttheoretischer Ansatz“ führt zu dem Problem der modernen Egoologie zurück, das Husserl dahingehend zugespitzt hat, dass es ein transzendentes Ich im Plural nicht geben kann. Schluchter würde vermutlich einräumen, was Henrich in seiner Theorie des

Selbstbewusstseins herausgestellt hat, dass die Selbstkonstitution der Selbstgewissheit des Ichs sich selbst entzogen ist, da auch aus seiner Sicht die Selbstbeziehung nicht ausschließlich sozial zu verstehen ist. Die cartesische Selbstbewusstseinstheorie lässt sich deshalb gerade nicht am Motiv der Weltbeherrschung angemessen erfassen, was immer wieder nahegelegt wurde. Wenn man Schluchter folgend nicht von einer logischen Vorordnung des Individuums vor der Gesellschaft und vice versa auszugehen hat, dann bedarf es einer anderen als einer subjekttheoretischen Zugangsweise zu diesem grundlegenden Problem der soziologischen Theorie und seiner Systematisierung. Dabei wird man darauf stoßen, dass das Individuum genauso unerforschbar ist wie der Mensch und beide keine Bestandteile sozialer Systeme sind, sondern zu ihrer Umwelt gehören. Gerade dadurch kann der exklusiven Selbstbeziehung ihr theoretischer Ort zugewiesen und eine Existenzialphilosophie in die Systemtheorie eingeordnet werden. Die Komplexitäts- und Kontingenztheorie in ihren unterschiedlichen soziologisch ausgearbeiteten Versionen ist eine mögliche Option, der soziologischen Theorie der Gegenwartsgesellschaft ein geeignetes Profil zu geben. Das braucht das Gespräch mit der Tradition der soziologischen Theorie nicht zu beenden, wir erkennen aber ihre Grenzen. Unabhängig von der großen Distanz, die Schluchter zu Luhmanns Theoriekonstruktion hat, legt er eine informative Systematisierung dieses Paradigmas vor. Das trifft auch für die Systemtheorie Parsons, die transzendental-pragmatische Wende in Kommunikationstheorie von Habermas und die anderen von ihm behandelten Ansätze zu. Deshalb sollten seine zwei Bände *Grundlegungen der Soziologie* gründlich studiert werden, damit man in einer veränderten Situation der Theoriebildung die Optionen im Blick hat, die theoriegeschichtlich wahrgenommen wurden.

## Sozialpolitik

*Bode, Ingo: The Culture of Welfare Markets. The International Recasting of Pension and Care Systems. New York, London: Routledge 2008. ISBN: 978-0-203-93515-6. 254 Seiten. Preis: £ 60,-.*

*Klaus Haberkern*

Bislang wurden in der vergleichenden Wohlfahrtsstaatsforschung vor allem Institutionen und gesetzliche Regelungen sowie in jüngerer Zeit mittels statistischer Analysen die Performanz verschiedener Wohlfahrtsregime untersucht, z.B. die Versorgung mit sozialmedizinischen Dienstleistungen. Vergleichsweise wenige Studien nehmen dagegen Wohlfahrtskulturen und Märkte der Alterssicherung in den Blick. Mit *The Culture of Welfare Markets* legt Ingo Bode nun einen detailreichen, qualitativ-empirischen Vergleich zur kulturellen Einbettung der Alterssicherungssysteme/-märkte (Renten/Pension, Pflege) in Deutschland, Frankreich, Großbritannien und Kanada vor, der sich an Leser aus den Bereichen Sozialpolitik und -gerontologie sowie Soziologie der Institutionen und Märkte richtet. Bode operationalisiert Wohlfahrtskultur über aktuelle öffentliche Debatten zur Alterssicherung. Er untersucht die Argumente von Journalisten, Experten und Politikern, auf Basis derer Marktlösungen in der Alterssicherung befürwortet oder

abgelehnt werden und identifiziert so die „key moral issues“ (109 ff.) in den öffentlichen Diskussionen um Alterssicherungsprogramme. Die Befunde zeigen: Die Ausgestaltung und Entwicklung der (Wohlfahrtsmärkte in der) Alterssicherung wird in allen Gesellschaften beständig und kontrovers diskutiert, was auch die Volatilität der Alterssicherungssysteme erhöht. Kulturelle Voraussetzungen haben dabei einen Einfluss darauf, ob eine Offenheit gegenüber marktwirtschaftlichen Lösungen besteht, in welcher Form diese eine Alternative zur staatlichen, kollektiven Alterssicherung darstellen und wie dies begründet wird.

Nach der Einleitung legt Bode im zweiten Kapitel die Grundlagen für den Vergleich der Alterssicherungssysteme in den vier Ländern. Dies beinhaltet sowohl eine Zusammenfassung der Diskussion zu Wohlfahrtsmärkten, eine Definition, was im Folgenden darunter verstanden wird, sowie eine Systematisierung der zentralen institutionellen und organisatorischen Aspekte.

Im dritten Kapitel werden die vier Wohlfahrtsmärkte verglichen, wobei zuerst Renten- und Pflegesysteme separat und für jedes Land einzeln beschrieben und schließlich miteinander verglichen werden. In einem weiteren Schritt werden die Entwicklung und Dynamik der untersuchten Wohlfahrtsmärkte von den 1990er Jahren bis 2005 behandelt, wobei erstmals Kernpunkte der Reformdiskussion aufgezeigt werden.

Bode wendet sich im vierten Kapitel der (Wohlfahrts-) Kultur zu, die nach Pfau-Effinger „das Wissen, Werte und Ideale, auf die sich Akteure, Institutionen und wohlfahrtsstaatliche Programme beziehen“, bezeichnet (92). Auf dieser Basis werden wohlfahrtsstaatliche Programme mit Sinn versehen. Für die Untersuchung der Wohlfahrtskultur wählt der Autor einen moralökonomischen Ansatz, wobei die Wohlfahrtskulturen über vier (moralische) Dimensionen erfasst und verglichen werden. *Deservedness* bezeichnet den legitimen Anspruch auf wohlfahrtsstaatliche Leistungen, der meist auf Vorleistungen wie einer langjährigen Erwerbsarbeit gründet. Gemäß dem Prinzip *dignity* sollten zudem die (wichtigsten) Grundbedürfnisse jedes Bürgers gedeckt werden (sofern er dazu nicht selbst in der Lage ist). *Responsibility* bezeichnet die Verantwortung für die Erfüllung dieser substanziellen Ziele, die sowohl bei Individuen oder der Gesellschaft liegen kann. Die Frage nach der Verantwortung ist eng mit der Überlegung verknüpft, was eine effektive, effiziente und faire Organisation der Alterssicherung ist (*sound management*). Auch wenn mit den vier zentralen Dimensionen die Wohlfahrtskultur nur grob umrissen ist, erweitert Bode die meist auf Institutionen fokussierte Wohlfahrtsstaatsforschung substanziell.

Das fünfte Kapitel beinhaltet die eigentliche Studie: die Analyse des öffentlichen Diskurses (von 2002 bis 2005) über die Zukunft der Alterssicherung entlang der vier zuvor definierten Referenzpunkte. Die Ausführungen zu den nationalen öffentlichen Diskursen basieren auf einer qualitativen Inhaltsanalyse von Artikeln aus moderat liberalen und Mitte-links-Zeitungen. Der Fokus auf marktwirtschaftliche Alterssicherungselemente und die darüber geführten öffentlichen Diskussionen ist ohne Zweifel fruchtbar. Die vergleichende Analyse von Wohlfahrtsstaaten erreicht damit eine neue Komplexität, auf die sich die Forschung bislang kaum eingelassen hat. Der Autor zeigt, dass in allen öffentlichen Diskussionen auf die vier Prinzipien *deservedness*, *dignity*, *responsibility* und *sound management* Bezug genommen wird. Es besteht also in allen Ländern ein Grundkonsens darüber, welche moralischen Prinzipien bei der Ausgestaltung von

Alterssicherungssystemen berücksichtigt werden müssen. Was jedoch unter legitimen Ansprüchen und Würde verstanden wird, wer für die Alterssicherung verantwortlich ist und was eine effiziente und faire Organisation der Alterssicherung darstellt, darüber lässt sich trefflich streiten, was in den vier Ländern auch getan wird.

Im letzten Kapitel fasst Bode die sehr detailreichen Befunde kompakt zusammen, eine notwendige und wertvolle Anstrengung, bedenkt man, dass in vier Ländern Diskussionen zu zwei Wohlfahrtsbereichen anhand von vier moralischen Prinzipien verglichen werden.

Kultur ist in den letzten Jahren zu einer Schlüsselkategorie der vergleichenden Wohlfahrtsstaatsforschung avanciert. So wichtig und richtig deren Berücksichtigung ist, häufig bleiben die Untersuchungen bei einem Verweis auf ein unterdefiniertes Konzept von Kultur stehen. Es muss Ingo Bode daher hoch angerechnet werden, dass er es nicht beim Verweis belässt, sondern Kultur als öffentliche Sinnkonstruktion ins Zentrum seiner Untersuchung stellt und die oftmals recht unübersichtlichen nationalen Diskurse zur Zukunft der Alterssicherungssysteme detailliert nachzeichnet. Bode nimmt es hierbei sehr genau: Mit der kleinteiligen Darstellung hält die Vielstimmigkeit und Unübersichtlichkeit der Diskurse jedoch stellenweise Einzug in deren Beschreibung. Mitunter kommt bei der Lektüre der gelungenen Zusammenfassungen die Frage auf, ob das Buch nicht von einer stärkeren Selektion der Fakten profitiert hätte, zumal sich bei qualitativ-empirischen Ländervergleichen grundsätzlich das Problem stellt, ob aufgrund der zahlreichen Details und Besonderheiten die Unterschiede zwischen Ländern nicht systematisch über- und Gemeinsamkeiten unterschätzt werden.

Dem Detailreichtum in der Analyse der Wohlfahrtskultur stehen eher knappe Darstellungen der Datenbasis und des methodischen Vorgehens gegenüber. Bei der Lektüre tauchen so immer wieder methodische Fragen auf. Diese werden zwar vom Autor mitunter selbst angesprochen, selten jedoch ausdiskutiert, z. B. inwieweit die Unterschiede zwischen den Ländern durch die spezifischen nationalen Medienlandschaften geprägt sind, und welche Folgen dies für die Untersuchung hat (zumal die Auswahl der hauptsächlich untersuchten Zeitungen nicht gänzlich überzeugend).

Des Weiteren stellt sich nach der Lektüre die Frage, wie fruchtbar der hier verwendete Marktbegriff ist. In der vorliegenden Untersuchung wird der Begriff weit gefasst, entsprechend heterogen sind die Märkte. Die Diskussion dieser Heterogenität wird eher am Rande geführt. Ein systematischer Vergleich von z. B. Finanzmärkten (Rentenversicherungsleistungen) und dem Pflege(heim)markt wäre jedoch nützlich. Denn diese Märkte unterscheiden sich grundsätzlich, sowohl was die Marktteilnehmer und deren Position anbelangt als auch in Bezug auf die Risiken für die Leistungsempfänger bzw. Wohlfahrtskonsumenten.

Dies soll jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass Ingo Bode mit „The Culture of Welfare Markets. The International Recasting of Pension and Care Systems“ einen wichtigen Beitrag zur vergleichenden Wohlfahrtsstaatsforschung leistet, der sich positiv von vielen anderen Untersuchungen in diesem Bereich unterscheidet: Einerseits werden die oft theoretischen Ansätze und Überlegungen zum (wechselseitigen) Einfluss zwischen Kultur und Wohlfahrtssystemen empirisch untersucht, andererseits die oft groben quantitativen Befunde um ein detailreiches und empirisch fundiertes Kulturkonzept ergänzt. Zudem soll positiv hervorgehoben werden, dass sich Bode der zunehmend bedeutender



werdenden, jedoch bis dato oft randständig behandelten Wohlfahrtsmärkte annimmt und somit die Wohlfahrtsstaatsforschung um ein zentrales Element bereichert.

## **Bildungssoziologie**

*Brüsemeister, Thomas*: Bildungssoziologie. Einführung in Perspektiven und Probleme. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2008. 222 Seiten. ISBN 978-3-531-15193-9. Preis: € 14,90.

*Lisa Pfahl*

Mit der Einführung der Bachelor Studiengänge ist ein neuer Markt für Lehrbücher entstanden. Verlage und Autoren versuchen, der schnell gewachsenen Nachfrage nach Einführungsbüchern in die verschiedenen Bindestrich-Soziologien nachzukommen. Leicht zugängliche Texte für Studierende, die diese an unterschiedliche Problem- und Fragestellungen, Methoden- und Forschungsansätze sowie grundlegende Ergebnisse heranführen, sind in der Tat sehr gefragt.

Das vorliegende Buch verspricht, mit seinem Titel einen Überblick über verschiedene Ansätze der Bildungssoziologie zu geben und geht im Klappentext darüber hinaus auf die Entstehung und Entwicklung unterschiedlicher Theorien ein: „Nach PISA ist das Interesse an bildungssoziologischen Erklärungen von Ungleichheitsdimensionen gestiegen. Die Perspektiven der Bildungssoziologie wurden jedoch schon weitaus früher entfaltet; teilweise können die in den 1970er Jahren entwickelten Modelle immer noch Relevanz beanspruchen. Zudem sind neuere Ansätze hinzugekommen. Wie im Buch gezeigt wird, stehen heute institutionen- und sozialisationstheoretische, ungleichheits- und differenzierungstheoretische, entscheidungstheoretische, phänomenologische und organisationsbezogene Konzepte als Perspektiven der Bildungssoziologie zur Verfügung, die auch von anderen Disziplinen genutzt werden können“. Das klingt zunächst vielversprechend, insbesondere, weil die Leserin sich eine erkenntnislogische Einschätzung durch eine historische Verortung der unterschiedlichen Perspektiven erhofft.

Das Buch fokussiert jedoch nicht darauf, das Entstehen, Funktionieren und die Eigenartigkeiten moderner Bildungssysteme zu erklären. Stattdessen führt Thomas Brüsemeister in theoretische Ansätze der Soziologie und ihren bildungssoziologischen Gehalt ein. Er geht dabei wie folgt vor:

Brüsemeister greift u.a. sozialisations- und institutionentheoretische Ansätze von Mead, Berger, Luckmann, Schütz und Oevermann sowie funktionalistische und systemtheoretische Ansätze von Parsons und Luhmann als auch ungleichheitstheoretische Ansätze von Bourdieu, Bernstein und Kaesler auf und stellt sie in je eigenen Abschnitten vor. Die Mitarbeit von Sebastian Göppert und Tim Unger als Autoren bestimmter thematischer Beiträge lässt sich dabei leider nicht eindeutig den einzelnen Abschnitten des Buches zuordnen.

Mit der Einordnung der Theorien in eine Makro-, Mikro- und Mesoebene soziologischer Erklärung (vgl. 14 ff.) versucht Brüsemeister eine Auswahl an Theorien, die in der Bildungssoziologie genutzt werden, möglichst allgemein darzustellen und misst da-

bei auch ihren Besonderheiten und Details Aufmerksamkeit bei. Sein eingangs erklärtes Hauptaugenmerk gilt dem Schulsystem. Allerdings stammen die Beispiele zur Erläuterung der Theorien größtenteils aus anderen Gesellschaftsbereichen; erst im Abschnitt zur „Ungleichheitstheoretischen Perspektive“ geht Brüsemeister explizit auf Fragen zum Schulsystem ein (vgl. 80 ff.).

Die Ungleichheitstheorien werden im Zusammenhang mit der Lesekompetenzmessung von 15-jährigen dargestellt und bieten dem Autor unterschiedliche Ansätze für die Interpretation der PISA-Ergebnisse. Somit finden Ungleichheiten sozialer Herkunft unter dem Titel „Makroebene“ Berücksichtigung. Andere Formen der Diskriminierung hingegen wie Ungleichbehandlungen im Bildungssystem, die auf die ethnische Herkunft von Schülern zurückzuführen sind, werden auf der „Mesoebene“ der Organisation erläutert. Weitere kategoriale Disparitäten nach Geschlecht oder Behinderung finden keinerlei Erklärung.

Einen weiteren Schwerpunkt legt Brüsemeister auf Studien, die die Schule als Organisation untersuchen. Hier werden professionssoziologische Überlegungen zur Rolle der Lehrkräfte und den Aufgaben der Schulverwaltung thematisiert und die interdisziplinäre Perspektive der „Educational Governance“ (vgl. 191 ff.) vorgestellt. Zugleich werden in diesem Abschnitt auch Fragen nach Methoden und Ergebnissen der empirischen Bildungsforschung mit einbezogen, die in der Vorstellung der oben genannten Theorien weitestgehend ausgespart bleiben.

Damit handelt es sich bei dem vorliegenden Lehrbuch eher um eine Einführung in soziologische Theorien, die in der Bildungssoziologie Anwendung finden, als um eine „Einführung in Perspektiven und Probleme“ der Bildungssoziologie. Auch die große Vielfalt an Forschungsdesigns, die bildungssoziologische Studien aufweisen (können), wird nicht aufgezeigt. So breit die Auswahl der von Brüsemeister vorgestellten theoretischen Erklärungen für soziale Ungleichheit im Schul- und Bildungssystem auch ist, schließt sie eine weitere Differenzierung der Ansätze, etwa in ältere politökonomische und neuere machtanalytische Ansätze, nicht mit ein.

Das Lehrbuch gibt damit zwar einen Überblick in verschiedene Theorien der Bildungssoziologie, jedoch sind diese unterschiedlich stark gewichtet und werden nur stellenweise mit geeigneten empirischen Verfahren oder Ergebnissen konfrontiert. Es weicht somit von der Vorgehensweise anderer Einführungsbücher ab, die als Reader eine systematische Aufarbeitung einer Auswahl „klassischer“ Fragestellungen einer Disziplin verfolgen und in die dazugehörigen Theorien, Methodologien, Methoden und Ergebnisse einführen, wie z.B. das von Alan R. Sadovnik (2007) herausgegebene Lehrbuch „Sociology of Education“.

Bildungssoziologisch relevante Phänomene oder Problematiken, die Studierende interessieren, wie bspw. Fragen danach, welche Kinder welche Schule besuchen, wie die unterschiedliche Wertigkeit von schulischen Qualifikationen erklärt und legitimiert wird oder weshalb manche Personen (-gruppen) trotz schlechter Ausgangslage erfolgreiche Bildungsbiografien entwickeln, geht Brüsemeister hingegen nicht systematisch nach.

Ein Vorteil dieser Vorgehensweise liegt darin, dass Studierende selbst aufgefordert sind, das vorliegende Wissen in bildungssoziologische Fragestellungen zu übertragen. Dies könnte jedoch auch durch eine Auseinandersetzung mit Auszügen aus Originaltexten oder der Lektüre von Theorielehrbüchern erreicht werden. Als ausgewiesenes

„Lehrbuch für Bildungssoziologie“ sollte es die Leserschaft in das (inter-)disziplinäre Feld der Bildungssoziologie einführen, d. h. es sollte Studierenden ermöglichen, die Relevanz und Tragfähigkeit theoretischer Erklärungen im Kontext bildungssoziologischer Fragestellungen überprüfen und einschätzen zu lernen. Eine Ausrichtung entlang problembezogener *und* erkenntnistheoretischer Überlegungen mit Beispielen und Bezügen zu den Methoden und Ergebnissen der Bildungsforschung wäre deshalb auch für das hier vorliegende Buch durchaus sinnvoll gewesen.

## Ethnizität

*Heath, Anthony F., und Sin Yi Cheung* (Hrsg.): *Unequal Chances. Ethnic Minorities in Western Labour Markets. Proceedings of the British Academy 137.* Oxford, New York: Oxford University Press 2007. 715 Seiten. ISBN-13: 978-0-19-726386-0. Preis: £ 70,-.

*Olga Michel*

Der Sammelband „*Unequal Chances. Ethnic Minorities in Western Labour Markets*“ („Ungleiche Chancen. Ethnische Minderheiten auf den westlichen Arbeitsmärkten“) ist die erste international angelegte Studie zur Benachteiligung ethnischer Minderheiten auf dem Arbeitsmarkt. Das Buch erschien im Anschluss an die Konferenz „*Ethnic Minority Disadvantage in the Labour Market: Cross National Perspectives*“ (Benachteiligung der ethnischen Minderheiten auf dem Arbeitsmarkt: eine länderübergreifende Perspektive), die im November 2003 durch die Britische Akademie, Oxford Universität und Oxford Brookes Universität organisiert wurde. Die Beiträge einiger führender Experten der Arbeitsmarkt- und Migrationsforschung bieten einen ergiebigen Überblick über die Formen und Folgen der Benachteiligungen, aber auch der Vorteile der „ethnisch Anderen“ in ihrer professionellen Laufbahn in dreizehn Ländern, die seit mindestens fünfzig Jahren Erfahrung mit der Migration aus anderen Ländern und mit der Integration von ausländischen Arbeitskräften in einheimische Arbeitsmärkte haben. Zum einen sind es entwickelte westliche Länder (wie zum Beispiel Frankreich, Deutschland, Großbritannien, Österreich, Schweden, Norwegen, Belgien, Holland), die bis vor fünfzig Jahren durch ein hohes Maß an ethnischer Homogenität gekennzeichnet waren und seit einiger Zeit einen Zuwachs von Migrant\*innen aus weniger entwickelten Ländern erfahren. Zu einer weiteren Ländergruppe gehören die Vereinigten Staaten von Amerika, Australien, Kanada und Israel, die seit jeher als Einwanderungsländer gelten. Des Weiteren werden Südafrika und Nordirland als eine gesonderte Gruppe genannt, da dort seit langem eine ethnische Trennung festgestellt werden kann.

Die Herausgeber des Bandes bezeichnen im ersten Buchkapitel „Vergleichende Studie der Benachteiligung von ethnischen Minderheiten“ ethnische Stratifikation als ein großes soziales Problem, das zum einen Effizienz und wirtschaftliches Wachstum gefährdet, zum anderen die soziale Ordnung stört und Konflikte fördert. Den so genannten askriptiven Faktor und die daraus resultierende Diskriminierung bestimmter Bevölkerungsgruppen aufgrund ihrer Ethnizität oder sozialen Status be-

trachten die Autoren als eine der Quellen sozialer Ungerechtigkeit, die buchstäblich die soziale Exklusion der betreffenden Gruppen bewirkt. Ungleich verteilte Chancen von Minderheiten können in vielen Bereichen festgestellt und erforscht werden: im Bildungs- und Gesundheitssystem, auf dem Wohnungsmarkt, im Bereich der Einflussnahme auf politische Entscheidungen. Heath und Cheung konzentrieren sich auf die Untersuchung der ethnischen Stratifikation auf dem Arbeitsmarkt mit dem Fokus auf folgende Fragestellungen: Erfolgt die Konkurrenz zwischen Minderheiten und etablierter Bevölkerung auf dem Arbeitsmarkt unter gleichen Bedingungen? Wie erfolgreich werden Prinzipien wie Chancengleichheit und Meritokratie in Bezug auf die Erlangung vorteilhafter, führender Positionen in der sozialen Struktur umgesetzt? Gibt es Prozesse der sozialen Schließung, die Prinzipien der Meritokratie untergraben und zum Erhalt der ethnischen Stratifikation beitragen? Erfolgen diese Prozesse direkt, und zwar durch Diskriminierung und rechtlich festgelegte Restriktionen wie im Fall der Apartheid, oder subtil beziehungsweise durch soziale Exklusion aus Netzwerken und Beziehungen? Eine differenzierte Betrachtung verschiedener Migrantengruppen mit den entsprechend unterschiedlichen Problemstellungen auf dem Arbeitsmarkt sowie eine eingehende Analyse spezifischer Integrationskontexte in den betreffenden Einwanderungsländern ermöglicht den Autoren des Sammelbandes, den Einblick in die tatsächlichen Mechanismen der sozialen Exklusion zu vertiefen und nicht nur *de jure*, sondern auch *de facto* Barrieren für eine erfolgreiche berufliche Integration der Bevölkerung mit Migrationshintergrund zu eruieren. Indem die Herausgeber des Bandes darauf verzichten, ein kategorisches Urteil darüber zu fällen, welches der analysierten Länder eine erfolgreichere Integrationspolitik der ethnischen Minderheiten aufweist, beziehungsweise in welchem der Länder soziale Ungleichheit aufgrund einer ethnischen Zugehörigkeit am stärksten oder am schwächsten ausgeprägt ist, untersuchen sie soziale und politische Faktoren, die zur effizienteren Umsetzung der Chancengleichheit beitragen können. Vor allem Anti-Diskriminierungsgesetze, ein auf der Staatsangehörigkeit basierendes Bürgerschaftskonzept, flexible Arbeitsmarkt- und Wirtschaftsstrukturen und soziale Offenheit (*social fluidity*) kommen in den Fokus ihrer Aufmerksamkeit. Ein besonderes Augenmerk gilt der Untersuchung von Aspekten wie ethnischer Zugehörigkeit, Eignung der im Heimatland erworbenen Bildungsabschlüsse auf dem Arbeitsmarkt der Einwanderungsländer oder Unterschiede unter den verschiedenen Migrantengenerationen. Die berufliche Stellung der *zweiten* Migrantengeneration und deren Erfahrungen mit der Integration auf dem Arbeitsmarkt werden dabei als Indikator dafür gedeutet, ob die liberalen, entwickelten Länder die Chancengleichheit für alle ihre Bürger tatsächlich gewährleisten.

Die in den Studien verwendeten Datensätze stammen aus verlässlichen Datenquellen mit hohen Rücklaufquoten. Zwecks der internationalen Vergleichbarkeit der nationalen repräsentativen Erhebungen wurden standardisierte Verfahren mit vergleichbaren Stichproben und Variablen verwendet. Die konzeptionelle Grundlage für den internationalen Vergleich bilden internationale Studien von Shavit und Blossfeld (1993) und Shavit und Müller (1998), die als Meilensteine für internationale Vergleichsstudien gelten. Die Autoren unterscheiden zwischen einer *Brutto*- und *Netto*-Benachteiligung. Die *Brutto*-Benachteiligung bildet unmittelbare ethnische Stratifikation in betreffenden Einwanderungsländern ab und zeigt sich zum Beispiel in der unterschiedlichen Verteilung der

einheimischen Bevölkerung und Menschen mit Migrationshintergrund in Bezug auf Arbeitslosigkeitsquoten oder in Bezug auf den Zugang zu den privilegierten, gut bezahlten Positionen. Dieses Bild wäre aber nicht vollständig, wenn man die *Netto*-Benachteiligung beziehungsweise die vom Alter, Herkunft und Ausbildung abhängige Aufstiegsbenachteiligung nicht in Betracht ziehen würde. So ist zum Beispiel der Unterschied zwischen der einheimischen Bevölkerung und der ersten Generation der Einwanderer aus afrikanischen Ländern in einem festen Anstellungsverhältnis in Großbritannien unerheblich und beträgt etwa zwei Prozent (Heath und Cheung, 2008: 24). Berücksichtigt man aber die Tatsache, dass jeder dritte Afrikaner gegenüber jedem siebten Briten in dieser Gruppe die Ausbildung im tertiären Bildungsbereich entsprechend dem CAS-MIN-Schema (Shavit und Müller 1998) absolvierte, kann die Benachteiligung kaum noch geleugnet werden.

Die im Sammelband präsentierten Studien zeigen in allen Ländern ein anhaltendes Muster ethnischer Stratifikation, wobei die Benachteiligung der zweiten Generation oft in einem geringeren Maße als in der ersten Generation ausfällt. Auch ethnische Hierarchien unterscheiden sich von Land zu Land wenig. Auffallend sind zwei Befunde: zum einen kann ethnische Stratifikation in allen Ländern beobachtet werden, zum anderen ist die Hierarchie der ethnischen Gruppen ähnlich. Den West-Europäern an der Spitze folgen Nationen anderer europäischer Länder, wobei die Nicht-Europäer in der Hierarchie tendenziell weiter unten stehen. Außerdem sind die Unterschiede in der Rang- und Größenordnung der Benachteiligung zwischen Frauen und Männern im Allgemeinen vergleichbar. Wenn die zweite Generation von Migranten mit europäischen Vorfahren mit der etablierten Bevölkerung zu gleichen Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt konkurriert und sie sogar überbietet, erfahren die Migrantengruppen mit nicht-europäischen Vorfahren auch in der zweiten Generation eine erhebliche Benachteiligung. Die ethnisch bedingte Benachteiligung unterscheidet sich von Land zu Land. In klassischen Einwanderungsländern wie Australien, Kanada und den USA, aber auch in Schweden und Großbritannien kann eine ethnische Benachteiligung der zweiten Migrantengeneration mit nicht-europäischen Vorfahren primär hinsichtlich der Arbeitslosigkeit beobachtet werden, wobei die Situation in den USA, Großbritannien und Schweden viel schwieriger ist als in Australien und Kanada. Während Israel in dieser Hinsicht eine gemäßigte, zugleich aber auch eine ambivalente Position im internationalen Vergleich einnimmt, wird die Situation auf dem Arbeitsmarkt sowohl für die erste als auch für die zweite Generation der Einwanderer in Frankreich, Belgien, den Niederlanden, Deutschland und Österreich durch eine doppelte Benachteiligung gekennzeichnet: sowohl bezüglich der Arbeitslosigkeitsquoten als auch bezüglich der Verteilung von festen Anstellungsverhältnissen werden beträchtliche Unterschiede zwischen der einheimischen Bevölkerung und Menschen mit Migrationshintergrund festgestellt. Einen Sonderfall bildet Südafrika in Bezug auf beides: sowohl ethnische Stratifikation als auch ethnische Benachteiligung.

Das Buch „Unequal Chances. Ethnic Minorities in Western Labour Markets“ bietet dem Leser viele beachtenswerte Erkenntnisse, die sich sowohl in der Migrations-, Integrationsforschung und in der Soziologie sozialer Ungleichheit als auch in der Rassismusforschung integrieren lassen. Es stellt außerdem wichtige Informationen für politische Entscheidungsträger bereit und wird zur Lektüre empfohlen.

## Anthropologie

*Fischer, Joachim:* Philosophische Anthropologie. Eine Denkrichtung des 20. Jahrhunderts. Freiburg, München: Verlag Karl Alber 2008. 684 Seiten. ISBN 978-3-495-47909-4. Preis: € 48,-.

*Gregor Fitzi*

Wie für den modernen Wissenschaftsbetrieb üblich ist, so entwickeln sich auch soziologische Forschungsprogramme auf der Grundlage von hypothetischen Annahmen über ihren Gegenstand, aus denen richtungsweisende Folgerungen für die Theoriebildung abgeleitet werden. Im Vergleich mit den Naturwissenschaften ist diesem Prozedere in der Soziologie womöglich eine noch bedeutendere Stellung einzuräumen, wenn berücksichtigt wird, dass sie sich aus einer Vielzahl von untereinander konkurrierenden Ansätzen zusammensetzt. So gehören zu den axiomatischen Voraussetzungen eines beispielsweise handlungs- oder systemtheoretisch fundierten Paradigmas der Soziologie auch Annahmen anthropologischen Charakters. Die Fähigkeit und Schwierigkeit der Menschen zu handeln, zu kommunizieren, beständige Beziehungen einzugehen sowie sich dabei selbst zu beobachten und zu beschreiben, werden somit explizit oder stillschweigend unterstellt und mutieren schließlich zu theoretischen Bausteinen der Gesellschaftswissenschaft.

Der Bezug zu den anthropologischen Voraussetzungen des Gesellschaftlichen bleibt trotzdem meistens sporadisch und unsystematisch. Wiederholt wird dabei auf das Gedankengut von Vertretern der philosophischen Anthropologie rekurriert, die wie Plessner und Gehlen seit den 1950er Jahren Inhaber von soziologischen Lehrstühlen waren. Darüber hinaus gilt die philosophische Anthropologie als Vermittlerin einer bestimmten Aufmerksamkeit der deutschen Nachkriegssoziologie für den amerikanischen Pragmatismus und besonders für das Werk von George Herbert Mead. Die Spurensuche läuft jedoch häufig ins Leere, da sie auf spärliche Hinweise auf einzelne Autoren stößt, jedoch nicht auf eine systematische Rezeption der philosophischen Anthropologie „als Denkrichtung des 20. Jahrhunderts“. Dass diese Umstände auch an eine objektive Sachlage gebunden sind, weil sich sowohl die Denkrichtung als auch ihr Gegenstand innerhalb des modernen Wissenschaftskanons nur mittelbar erfassen lassen, bildet einen zentralen Schwerpunkt von Fischers Untersuchung. Er bemüht sich insofern, einem Desiderat der Forschung entgegenzukommen, als er den Versuch unternimmt, das Forschungsfeld der philosophischen Anthropologie, ausgehend von einer Mannigfaltigkeit von Ansätzen und Autoren, zu systematisieren. Dies erfolgt in zwei Stufen: Einerseits wird die Geschichte der Denkrichtung von den Anfängen kurz nach dem Ersten Weltkrieg bis zu ihrem „Rückgang“ anfangs der 1970er Jahre rekonstruiert. Andererseits liefert Fischer im zweiten Teil des Bandes eine systematisch gebündelte Darstellung des theoretischen Bestands der philosophischen Anthropologie als eigenständiges Theorieprogramm.

Der historische Teil der Untersuchung stellt eine Fülle von Informationen zur Verfügung, die den bis heute bedeutendsten Beitrag zur Rekonstruktion der Geschichte der philosophischen Anthropologie des 20. Jahrhunderts, und nicht nur in der Zeit des „*entre les deux guerres*“, leistet. Mit dem zweiten Schritt der Studie ist indessen die

größte Herausforderung verbunden, der Fischers Unterfangen begegnet. Lässt sich ein theoretischer Strang ausmachen, der so unterschiedliche Denker wie Scheler, Plessner, Gehlen, Rothacker und Portmann verbindet, um nur den harten Kern der Denkrichtung zu nennen? Sind die Streitigkeiten wenigstens im Nachhinein beizulegen, die von Anfang an die Beziehung vor allem zwischen den ersten drei Begründern des Ansatzes als Konkurrenzkampf charakterisieren? Schließlich stellt die Frage der philosophischen Anthropologie auch ein Politikum dar. Plessners Biographie ist durch Emigration und Verfolgung gekennzeichnet, die von Rothacker und Gehlen durch Anpassung bis Kompromittierung mit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Die persönliche und politische Gegnerschaft zwischen Plessner und Gehlen war des Weiteren ausschlaggebend für die Gestaltung ihrer Beziehungen nach dem Zweiten Weltkrieg, wie Plessners Biographie von Karola Dietze neulich gezeigt hat. So fragt sich, wie unter diesen Prämissen eine einheitliche Linie der philosophischen Anthropologie als Theorieprogramm nachgezeichnet werden kann.

Es gibt vielleicht niemanden, dem diese Schwierigkeiten bewusster sind als Fischer selbst, der nicht nur bemüht ist, den theoretischen Bestand der Denkrichtung zu sichern, sondern auch ihre äußeren Grenzen womöglich genau nachzuzeichnen. Damit es eine „philosophische Anthropologie des 20. Jahrhunderts“ geben kann, muss sie sich einerseits von ihren früheren philosophiehistorischen Spielarten differenzieren und andererseits über den Beitrag der einzelnen Autoren hinaus einen konsistenten gemeinsamen Nenner in der Theorie aufweisen. Diese Problematik untersucht Fischer anhand eines Stufenmodells, das unterschiedliche Bausteine berücksichtigt, um den theoretischen Bestand der Denkrichtung in vier Schritten zu rekonstruieren.

Die „Denkungsart“ der am Theorieprogramm der philosophischen Anthropologie beteiligten Autoren wird als Produkt ihrer Erwartungsspannung gegenüber der „geistesgeschichtlichen Lage“ der Philosophie seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts dargestellt. Sie ist charakterisiert durch die Doppelstellung einer besonderen Aufgabe und einer besonderen Lösung des Problems. Erschrocken vom Zusammenbruch des Idealismus, sind die Vertreter der Denkrichtung gleichzeitig fasziniert von der freigesetzten Wirklichkeitsentdeckung durch die Positivität der neuen Natur- und Sozialwissenschaften. So geht es ihnen einerseits darum, unter Berücksichtigung der Ergebnisse moderner Wissenschaft die herkömmliche Vernunftphilosophie zu überwinden, andererseits aber ihre Neigung zur Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibung des Menschen beizubehalten. Das Auftauchen dieser kulturgeschichtlichen Spannung in der philosophischen Kategorie des Lebens wird einem Systematisierungsversuch gegenübergestellt, der die Fragestellung zentralisiert: was ist der Mensch? Der Spieß soll umgedreht werden: gegenüber der Demaskierung des Geistes durch die „Schule des Verdachts“ des 19. Jahrhunderts gilt es nun, den Geist direkt im Leben aufzubauen. Die Gemeinsamkeit der Denkungsart widerspiegelt sich in der tiefenstrukturellen Identität der philosophischen Anthropologie, die sich bei den unterschiedlichen Autoren über alle flachen Identitätskriterien hinaus feststellen lässt. So liegt ihre charakteristische Gemeinsamkeit in dem „wie“ der Kategorienbildung sowie in ihrem Ausgangspunkt: die Selbstgewissheit des Geistes, die indirekte Reflexionsbewegung, das Ansetzen beim Tatbestand des konkreten, empirischen und nicht spekulativen Lebendigen.

Ein zweiter Durchgang mit systematischem Blick durch die Haupttexte der Autoren liefert den Nachweis des „Identitätskerns“ der Philosophischen Anthropologie. Differenzen der Denkungsart lassen sich dabei feststellen, sie sind jedoch nicht so schwerwiegend, um ihren Rahmen zu sprengen: Zugehörigkeit und Heterogenität stehen somit als Zeugnis des Bestehens der philosophischen Anthropologie als Denkrichtung des 20. Jahrhunderts. Konturscharf tritt der Denkansatz jedoch erst im „Vergleich mit anderen Denkansätzen“ hervor. Dabei dient Plessners Begriff „exzentrische Positionalität“ als Richtlinie zur Abgrenzung von den anderen philosophischen Paradigmen, womit Fischer zum Kern seines Erkenntnisinteresses zurückkehrt, aber auch Gefahr läuft, sich dem Einwand auszusetzen, letztendlich doch eine „Plessner-zentrische“ Auffassung der philosophischen Anthropologie zu vertreten. Alle Argumentationsstufen dienen trotzdem der Beweisführung, um das Bestehen der philosophischen Anthropologie nicht nur als Disziplin, sondern auch als unverwechselbares Theorieprogramm des 20. Jahrhunderts zu attestieren. So lassen sich auch die Differenzen zwischen den Autoren als systematische Abweichungen innerhalb eines gemeinsamen Identitätskerns verstehen und die Denkrichtung von anderen Denkansätzen abgrenzen. Schließlich lässt sich die „Ortsbestimmung“ der Philosophischen Anthropologie in der geistigen Topographie des 20. Jahrhunderts festlegen und zwar als Kritik der Wissenschaften von der menschlichen Natur im materialen Untersuchungsfeld derselben. Erkenntnistheoretisch ist ihr Beitrag als ein Versuch zu betrachten, Kants Wende von der Theorie der Wirklichkeit zur Theorie der Wirklichkeitserkenntnis durch eine kritisch gesonnene Naturphilosophie erneut in einer Theorie der Wirklichkeit zu situieren.

Es lässt sich womöglich lange darüber debattieren, inwiefern Fischers Beweisführung eines einheitlichen Bestands der philosophischen Anthropologie als Denkrichtung des 20. Jahrhunderts überzeugen kann. Unbestritten bleibt jedoch die Tatsache, dass seine Studie die Mittel zur Verfügung stellt, um eine systematische Reflexion über den Bereich der theoretischen Soziologie einzuleiten, der ihre anthropologischen Prämissen betrifft.